

Der Einzelne bleibt stets ein Sonderfall

Erinnerungen Der serbische Dichter Bora Cosic erzählt, wie ihm der Schritt vom Kind zum Künstler gelang. *Von Anton Thuswaldner*

Ohne die Erinnerungen des kroatischen Dichters Miroslav Krleža (1893–1981), „Eine Kindheit in Agram“, ist der Rückblick des Serben Bora Cosic, Jahrgang 1932, „Eine kurze Kindheit in Agram“, nicht zu haben. Krleža hat vorgeführt, wie man sich angewandte Erinnerungsarbeit vorzustellen hat. Jeder Anflug von Erinnerungseligkeit wird mit Reflexion verjagt. Das leuchtet auch Bora Cosic ein, der sich, während er sich seiner Kindheit vergewissert, dem Anekdotischen den Kampf ansagt. Statt des Nachsinnens über die unwiederbringlich verlorene Zeit findet ein Nachdenken über das statt, was sich im Speicher des Gedächtnisses festgehakt hat.

Klassisch entwickelt sich die Autobiografie der frühen Kindheit bei Cosic, weil sie dem gängigen Bildungsideal entspricht. Aus einem tumblenden Toren, der keinen Begriff von sich und der Welt hat, wird ein neugieriger Bursche, der sich lesend seine Wirklichkeit aneignet und so den Sprung aus der Beschränktheit wagt. Als kühn gilt das Unterfangen schon deshalb, weil das Kind einem Haushalt entstammt, in dem Bücher keine Rolle spielten:

„Als ich in der Buchhandlung Mugli zum ersten Mal entdeckte, dass Bücher in Wirklichkeit in großen Versammlungen leben, als eigenständige Völker, wäre ich vor Überraschung fast in Ohnmacht gefallen.“

Cosic bedient sich einer Verschmelzungstechnik von Naivität und intellektuellem Überschwang. Zum einen bleibt er in der magischen Denkwelt des Kindes, das sich einen schiefen Reim macht auf alles, was es umgibt. Und dann tritt der Autor als vernünftiger Mann in Erscheinung, der aufräumt mit all dem kruden Zeug, das dem Knaben zur selbstverständlichen Wahrheit geworden war. Mit dem Rüstzeug des systematisch geschulten Theoretikers sucht er den Sinn hinter all den Gefühlswallungen.

Etwas anderes steht dem Kind nicht zur Verfügung, als sich staunend all das zurechtzubiegen, wofür ihm die Begriffe fehlen. Der Erwachsene greift ganz im Sinn

des großen Vorgängers Krleža ein in das pure Erleben, in die Vorherrschaft der Sinnlichkeit. Wir dürfen den außerordentlichen Glücksfall eines Reflexionstügers preisen, der vollkommen verzichtet auf das Vokabular der Psychologen und anderer Menschenbildner. Er findet seine eigene starke Denksprache, die für diesen Sonderfall Kind eigens erfunden wurde.

Cosic entwickelt eine poetische Abstraktion, die sich am individuellen Erleben entzündet und Gültigkeit nur für dieses eine Mal beansprucht. Also kein Kindheitsmuster, das übertragbar wäre auf andere jugoslawisch geprägte Kindheiten. Bei Cosic definiert sich seine Kindheit just über die Abweichung von der Lebenswelt der Erwachsenen. Und andere Kinder, an denen sich Bora hätte messen könnte, spielen ohnehin keine Rolle.

Im gesamten Werk von Bora Cosic schlägt der unbedingte Wille durch, Individuum sein zu dürfen. Die Gesellschaft rutscht nur als eine Instanz in seine Literatur, die danach trachtet, den Einzelnen kleinzukriegen. Der aber mobilisiert seine ganze Kraft zum Widerstand, um sein Ich gegen alle Zumutungen der Unterordnung zu immunisieren.

Daher am Ende die Jubelstimmung, als mit der Kunst des Lesens erst richtig die Eroberung der Welt einsetzt: „Die Epoche meiner Kindheit war zu Ende.“ Mit dieser Art Sprachwerdung erzählt Cosic von der Geburt des Schriftstellers durch die Fähigkeit zur Benennung. „Es war dieser Effekt, der mich gelehrt hatte, dass die materielle Wirklichkeit der umgebenden Erscheinungen, der toten Gegenstände und lebenden Menschen/Tiere nicht alles ist, es bleibt noch etwas übrig: ihre Beschreibung.“ Bora Cosic ist so eines der schönsten Bücher über Kindheit geglückt.

Bora Cosic: Eine kurze Kindheit in Agram. 1932–1937. Aus dem Serbischen von Brigitte Döbert. Schöffling Verlag, Frankfurt. 157 Seiten, 18,95 Euro.

Die Kunst des Lesens dient der Eroberung der ganzen Welt.

Meine Buchtipps

Alessandra Lampis

Buchhändler kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute: Alessandra Lampis von der Buchhandlung Buecher-Lack in Fellbach.

Erfolgstitel der Woche

Jussi Adler Olsen: Alphabethaus
Patrick Rothfuss: Die Furcht des Weisen 2

Neuerscheinung der Saison

Zeruya Shalev: Für den Rest des Lebens

Mein Lieblingsbuch

Patricia Schröder: Meeresflüstern

Auftakt einer geheimnisvollen Meeressaga um ein junges Mädchen auf der Insel Guernsey; ein auch optisch wunderschönes Jugendbuch.

Vom Glück der treffenden Wortwahl

Übersetzung Erika Tophoven erinnert sich, wie sie große französische Literatur nach Deutschland gebracht hat. *Von Armin Ayren*

Zwar haben sich die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Literaturübersetzer in den vergangenen Jahren gebessert, aber wer das Übersetzen ernst nimmt und sich über auftretende Schwierigkeiten nicht wemogelt, krebst noch immer am Existenzminimum. Das war in der Nachkriegszeit freilich noch schlimmer, und deshalb könnte überraschen, dass Erika Tophoven ihre Zeit als Übersetzerin in Paris, gemeinsam verbracht mit dem Ehemann, „Glückliche Jahre“ nennt, ginge es nur ums Materielle.

Glücklich aber macht den Übersetzer seine Arbeit, ihr Gelingen nach oft mühsamen Ringen. Glücklich machte das Ehe-

paar Tophoven, große Autoren wie Schlumberger, Adamov, Giraudoux, Robbe-Grillet, Claude Simon, Simonon, die kürzlich verstorbene Agota Kristof und vor allem Nathalie Sarraute und Samuel Beckett übersetzen zu können und mit einigen, ganz besonders mit Beckett bis zu dessen Tod, eng zusammenzuarbeiten.

Wie sich das im Einzelnen abspielte, wie sie in Paris ihren Mann kennenlernte, wie die beiden dem deutschen Leser eine ganze Epoche herausragender französischer Literatur vermitteln durften, das erzählt Erika Tophoven ungemein lebendig, mit überraschenden Details, die oft amüsant sind, manchmal aber auch erschrecken, etwa



Geschichten vom Lande

Comic Der verschlossene Waisenjunge Lester lebt in der kanadischen Provinz auf der Farm seines Onkels. Er trägt eine Superheldenmaske und freundet sich mit einem Ex-Eishockeyprofi an, den andere für leicht behindert halten. Der junge Comic-Künstler Jeff Lemire erzählt diese „Geschichten vom Land“ (Edition 52, 112 Seiten, 11 Euro; siehe Abbildung oben), dem ersten Band seiner „Essex-County“-Trilogie, lakonisch zurückhaltend. Seine expressiven Schwarz-Weiß-Bilder von weiten Feldern, Mähdreschern oder einem einsamen Anwesen werden ganz unaufdringlich zu Seelenlandschaften. Im zweiten Band „Geistergeschichten“

(223 Seiten, 18 Euro) driftet ein störrischer alter Mann in seine Vergangenheit zurück, erinnert sich an die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, als er und sein jüngerer Bruder in einem Eishockeyteam Furore machten. Und auch jener Vorfall mit der Freundin des Bruders kommt ihm auch in den Sinn, nach dem nichts mehr so war wie zuvor. Gegenwart und Vergangenheit überlagern sich hier, ein traurig verpfushtes Leben wird sichtbar, am Ende taucht sogar noch eine Verbindung zum ersten Band auf – und der Zeichner Jeff Lemire zeigt sich hier als exzellenter, subtiler und erstaunlich reifer Erzähler. (Rko)

wenn man erfährt, dass der erschütternde KZ-Dokumentarfilm „Nacht und Nebel“ von Alain Resnais 1955 nach heftigen Protesten der deutschen Regierung aus dem Programm der Filmfestspiele in Cannes gestrichen wurde.

Das Buch enthält auch Essays von Elmar Tophoven, die seine Arbeitsweise genau erläutern; wertvolle Anregung und Fundgrube für Spätere. Dass in der von ihm in seinem Geburtshaus in Straelen gegründeten Übersetzerwerkstatt eine Initiative, den Erfahrungsschatz gefundener Lösungen allgemein zugänglich zu machen, nicht fortgesetzt wird, ist unverständlich, zumal es in der digitalen Epoche effizienter zugehen könnte als noch zur Zettelkastenzeit.

Erika Tophoven: Glückliche Jahre. Übersetzerleben in Paris. Gespräche mit Marion Gees. Verlag Matthes und Seitz, 240 S., 19,90 Euro.

„natürlich war es genau umgekehrt“. Über die Vaterschaft erfährt Léon derweil, wie sehr sie ihn mit der Welt verbindet, „weshalb eine erhebliche Anzahl philosophischer Fragen ziemlich rasch dramatisch an Dringlichkeit einbüßte“.

Die Frau schwebt leicht durch die Welt Während Leon mit Kindern, Mietwohnung und Concierge sein bürgerliches Leben in Paris lebt und der Leser viel über die Zustände in der besetzten Stadt erfährt, huscht Louise wie eine von Tucholskys Frauenfiguren, also gesegnet mit Leichtigkeit, durch die Welt. Die Liebe der beiden ist in hohem Maße romantisch – weil gar nicht real. Léon hegt jahrzehntelang eine Liebe zum Schwärmen, ein Plus, ein Extra zum Alltag. Er hat zwei Frauen, eine an seiner Seite und eine im Kopf. Was wäre, wenn... sie damals zusammengeblieben wären? Wenn Romeo und Julia gemeinsam alt geworden wären? Müßige Fragen, für die Liebenden (vielleicht) ein Segen, für die Literatur ein Verlust. Wobei Capus einen hübschen Dreh findet, der über diese Frage noch einmal neu nachdenken lässt.

Alex Capus: Léon und Louise. Roman. Hanser Verlag, 320 Seiten, 19,90 Euro.

Kunstbuch

Sex und die Kunst der Vögel

Geschichte Der Blick zurück beweist: auch Künstler brauchen den Wettstreit. *Von Georg Leisten*

Der Bleistift ist um 1800 noch eine relativ junge Erfindung, deren künstlerisches Potenzial Caspar David Friedrich als einer der Ersten erkennt. Nicht nur für Umrisslinien und Schraffuren nutzt er das neue Arbeitsgerät, er verfeinert damit auch seine Aquarelle. Diese und andere kleine Erkenntnisse hält das jetzt erschienene Werkverzeichnis von Friedrichs Arbeiten auf Papier bereit. Seine Verfasserin Christina Grummt war jahrelang in den grafischen Sammlungen der Welt unterwegs, um von den frühen akademischen Fingerübungen bis hin zu den späten Meeresufer alle erhaltenen Blätter des Romantikers in zwei prunkvollen Bänden zusammenzutragen. Deutlich erschließen Abbildungsteil und Kommentar die Arbeitsweise des Künstlers: Bevor er in Gemälden wie den „Kreidelfelsen auf Rügen“ die Natur allegorisch überhöhte, hat er sich akribisch in sie vertieft und jedem Baum, jedem Felszacken zunächst einmal seine individuelle Gestalt angeschaut.

Christina Grummt: Caspar David Friedrich. Die Zeichnungen. Verlag C. H. Beck. Zwei Bände, zusammen 1008 Seiten, 198 Euro.

Sie singen, um Sex zu haben. Dass die hübschen Zwitscherarien der Vögel ein Wettbewerbsbeitrag im Grand Prix der Fortpflanzung sind, gehört zu den bekanntesten Erkenntnissen Charles Darwins. Der Abstammungsforscher leitete daraus auch eine Urgeschichte menschlicher Kunst, Musik und Literatur ab, worüber die idealistischen Ästhetiktheoretiker aber meist nur die Nase rümpften. Winfried Menninghaus hat Darwins Ansatz nun noch einmal auf den Prüfstand gestellt. Indem er unsere Kulturleistungen nicht als direkte Fortführung, sondern als komplexe Transformation ursprünglich erotischer Werbepraktiken wertet, gelingt dem Berliner Komparatisten ein anregender Vermittlungsversuch zwischen Bio- und Geisteswissenschaften. Am Ende spricht aber einiges dagegen, Kulturproduktion allein auf sexuellen Materialismus herunterzurechnen. Von Menschenhirn und -hand geschaffene Schönheiten überdauern schließlich Jahrhunderte, während der Gesang der Vögel vergänglich ist.

Winfried Menninghaus: Wozu Kunst? Ästhetik nach Darwin. Suhrkamp Verlag, 320 Seiten, 24,90 Euro.

Als „Romulisierung“ bezeichnen Altertumswissenschaftler den Hang der antiken Chronisten, so ziemlich alles, was die Frühgeschichte Roms betrifft, dem Wolfszögling Romulus anzuhängen und Genaueres im Mythendunkel zu belassen. In jene noch halbarchaische Epoche der Tiberstadt hat nun Filippo Coarelli hineingeleuchtet. Zum Auftakt einer von Philipp von Zabern Verlag gestarteten Reihe über die Kunstentwicklung des antiken Weltreichs kümmert sich der italienische Archäologe um die Zeit bis zur mittleren Republik. Ein Prachtband zum genießerischen Durchblättern ist das Ganze trotz hochwertiger Abbildungen allerdings nicht. Denkmäler wie Grabungsfunde fallen vergleichsweise mager aus. Kein Kolosseum, kein Triumphbogen. Nur Gräberkränke und Tempelkrepel erinnern noch an Roms Kinderjahre. Imperiale Kunst braucht eben ihre Zeit.

Filippo Coarelli: Römische Kunst. Von den Anfängen bis zur mittleren Republik. Verlag Philipp von Zabern. 256 Seiten, 79 Euro.

Wer es hier schafft, schafft es bekanntlich überall. In New York begann die Weltkarriere der deutschen Moderne, so Gregor Langfeld. Er hat historische Akten des US-Kunstmarkts durchstöbert und rekonstruiert, wie Expressionismus und Bauhaus zu internationalen Leitavantgarden aufstiegen. Ernst Ludwig Kirchner oder Paul Klee wurden auch deshalb zu Sammlerlieblingen, weil die NS-Verfemung dieser Künstler in Deutschland sie jenseits des Atlantiks als aufrechte Antifaschisten beglaubigte. Die knallharte ideologiekritische Position des Buches reflektiert zwar etwas zu wenig, dass Werke sich auch durch ästhetische Eigenqualität und nicht nur durch politisch-institutionelle Rahmenbedingungen etablieren, doch am Beispiel einflussreicher Vermittlergestalten wie dem MoMA-Chef Alfred H. Barr erläutert Langfeld aufschlussreich den Prozess künstlerischer Kanonbildung.

Gregor Langfeld: Deutsche Kunst in New York. 1904–1957. Reimer Verlag, 232 Seiten, 39,90 Euro.

Ein flotter Abschiedskuss am Sarg

Roman Alex Capus schildert die bezaubernde Geschichte eines Paares, das getrennt wird und sich spät wiederfindet. *Von Barbara Schäfer*

Alex Capus' wunderbar leichter, gehaltvoller Roman beginnt am Ende. Ein alter Mann liegt tot im Sarg, aufgebahrt in Notre Dame. Wir sind im Jahr 1986, der Erzähler ist der Enkel des Verstorbenen. Trotz des traurigen Anlasses schlägt er einen unterhaltsamen Ton an, denn er teilt mit seiner Familie einen „morbiden Humor und eine fröhliche Melancholie“. Und dieses Eigenschaftenspann treibt den Roman voran. Zur Trauergemeinde stößt eine Fremde, eine kleine, alte Frau, die flott durch die Kirche stolziert – und den Alten im Sarg küsst. Louise und Léon, endlich – oder ein letztes Mal – vereint? Diese Frage klärt sich erst ganz zum Schluss des Romans. Und weil man das genau wissen möchte, fliegt man im Lesen nur so über die Seiten.

Alex Capus, 1961 in der Normandie geboren und in der Schweiz lebend, erzählt die Geschichte einer Liebe. Zwei junge Menschen verlieben sich, verlieren sich im Krieg, halten sich gegenseitig für tot. Bis sie sich 1928 zufällig in der Pariser Métro wie-

derbegegnen. Es ist eigentlich mehr ein Vorbeihuschen als ein richtiges Begegnen, aber was bei „Doktor Schiwago“ in der Tram das dramatische Finale einläutet, bringt bei Capus erst Schwung ins Leben.

Ein Backenzahn geht drauf

Erleichtert wird das durch Capus' Sprache, die geschmeidig die Geschichte erzählt, und seine raffinierten Cliffhanger, die sie immer wieder ausbremst. Da befindet sich der Leser gerade noch mit Léon im Bombenkrater auf einer französischen Landstraße, in dem der junge Held zuerst seine Freundin aus den Augen und dann „einen Backenzahn, das Bewusstsein und ziemlich viel Blut“ verliert. Und schon beginnt das folgende Kapitel damit, dass Léon nachmittags seine Laborschürze in den Spind hängt. Was ist da nur passiert? Geduld, so schnell löst Capus das nicht auf.

Léon und Louise – unmöglich, bei dieser Namens-Alliteration nicht an Leonce und Lena zu denken. Während in Büchners sogenannter Komödie die Liebeshändel vor

dem Hintergrund provinzieller Kleinstaaterei vonstattengehen, entwirft Capus als Kulisse seiner hochromantischen Geschichte ein präzises Bild des zwanzigsten Jahrhunderts, glaubt an den Ewigkeitswert einer Liebe in den Zeiten der Kriege. Capus gelingt es, das große Glück des Einzelnen im großen Unglück der Welt zu schildern. Manchmal mit krassen Gegenschnitten, wenn der junge Léon im Meer glückselig schwimmt, „während zur gleichen Zeit der süßlich-faulige Bananengeruch des Phosgen-Gases durch die Schützengräben kroch und sich in den Lungenbläschen der Soldaten in Salzsäure verwandelte“.

Capus stattet seine Protagonisten mit Ticks aus, die sie liebenswert und lebensnah machen. Louise ist ein unabhängiger Geist, eine Kratzbürste, erst mit schepferndem Fahrrad, dann mit schnellem Auto. Der ungestüme Junge Léon wird später zu einem verheirateten Polizeichemiker, der Giftmorde untersucht. Dennoch bleibt er ein Eigenbrötler. Capus treibt seinen Roman voran, baut aber immer wieder hübsche Abschweifungen ein. Mal rätioniert er darüber, dass keineswegs die Bräserie des Artistes der Treffpunkt der Künstler und das Café du Commerce das Stammlokal der Gewerbetreibenden sei,